Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 28 (1946)

Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 15. Februar 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Zu einem Volksentscheid

El. St. Am 10. Februar hat das Schweizervolk mit Stimmenzahl und Ständemehr eine Vorlage über den „Verkehrsartikel" in einer noch selten oder nie dagewesenen Einmütigkeit verworfen. Es ist ein eigentümliches Resultat, wenn man bedenkt, daß die Initiative seinerzeit 400 000 Unterschriften aufwies, die Abstimmung aber nur 288 672 Ja-Stimmen, typisch, wie Initiativen „gemacht" werden!

Die Gründe zu diesem Resultat liegen einerseits wohl darin, daß das Volk nun einmal genug hat von den ewigen staatlichen Eingriffen in seine persönlichen Rechte und gewerbliche Bewegungsfreiheit. Den Hauptgrund zu dieser „haushohen Absage" muß man aber wohl darin suchen, daß eben diese „Riesen-Initiative" Forderungen aufstellte und Perspektiven eröffnete, die ins Aschgraue gingen, und denen gegenüber die bundesrätliche Vorlage in ihrer unbestimmten dehnbaren, alle Möglichkeiten offen lassenden Elastikform nicht imstande war, in der Mehrheit des Volkes das nötige Vertrauen zu ihrer Annahme zu schaffen. Auch unter den Neinsagern gibt es viele, die sich bewußt sind, daß die Probleme des Automobilverkehrs irgendwie einmal geregelt werden müssen. Aber einer Vorlage, die nur die Basis geschaffen hätte, daß dann später eslöffelweise nach und nach, am Ende doch die übertriebenen Forderungen der Initiative in die Verfassung hineingerutscht wären, einer solchen Vorlage zuzustimmen, dazu ist das Schweizervolk politisch denn doch zu reif, was am besten durch das Stimmenverhältnis Initiative—Abstimmung bewiesen wird. Wenn Bundesrat Celio glaubt, man habe mit gefälschten Argumenten und Gründen gegen das Gesetz gearbeitet, so muß man dazu sagen, daß eben die Fassung der Vorlage so unbestimmt, diejenige der Initiative so frech war — daß die Ueberzeugungskraft der ersteren nicht genügen konnte, den schlechten Eindruck der letzteren aufzuheben.

Man kann sagen, diese Abstimmung berühre die Frauen wenig. Das stimmt aber nicht. Es ist eine Abstimmung mit dem höchst erfreulichen Resultat, daß endlich einmal deutlich gesagt worden ist: die Reglementiererei, die Landvogterei, die Diktatur bestimmter Interessengruppen wird vom Volk nicht mehr ohne weiteres geschluckt. Die große Bedeutung des 10. Februars liegt in ganz anderen Sphären als nur in Benzin-Tanks und elektrischen Lokomotiven, sie liegt darin, daß man sich in Bern und in vielen Parteien wieder einmal Rechenschaft darüber geben muß, was für ein durch und durch demokratisches Volk tragbar ist, und was nicht.

Eine Frauen-Aktion für das Dorf General Guisan

Frau A. Jeannet, Präsidentin des Bundes Schweiz. Frauenverein, und Mitglied des Aktionskomitees für die Stiftung Guisan, fordert die Schweizerfrauen auf, ihre Gaben an dieses schöne Unternehmen als spezielle „Frauengabe" zu stiften für die Gründung einer Schule im Dorfe General Guisan, welche dort unter dem Namen „Gründung der Schweizerischen Frauenvereine" der Erziehung der Jugend im Sinne Pestalozzis dienen würde. Dafür bitten wir jede Frau, die eine Gabe, groß oder klein zu stiften gedenkt, dieselbe auf Postscheck VIII c 2288, Steckborn, Bund Schweiz. Frauenvereine, einzuzahlen mit dem Vermerk: für die Stiftung General Guisan".

Das General Guisan-Dorf

Zur Erinnerung an den ersten Weltkrieg und in Dankbarkeit seiner Armee gegenüber stiftete das Schweizer-Volk damals die Monumentalstatue eines Soldaten in Les Rangiers. Heute, wo wir wieder dem gütigen Geschick und einer wachsamen Armee zu danken haben, soll das Denkmal ein lebendiges Werk sein und Segen stiften all denen, die durch den Aktivdienst an ihrer Gesundheit geschädigt worden sind. Es gibt deren viele, doch will dies Werk vor allem den tuberkulosekranken Wehrmännern helfen und ihr Los erleichtern. Gewiß, wir besitzen viele Sanatorien und gut geschultes Pflegepersonal, doch kann all dies nicht die eigene Familie ersetzen, von der ein Kranker oft jahrelang getrennt werden muß, um in der ihm zuträglichsten Höhenlage seine Heilung oder seinen Tod zu erwarten. Daneben gibt es viele Patienten, die als vermindert arbeitsfähig ins Tiefland entlassen werden und dort oftmals in der schweren Sorge, ihre Familie durchzubringen, über ihre Kräfte arbeiten und schwere Rückfälle erleiden. —

General Guisan orientierte nun am letzten Samstag im Kongreßhaus Zürich die versammelte Presse der Nord- und Ostschweiz über sein Projekt, mit Hilfe des Schweizervolkes ein Soldatendorf zu gründen.

Der General beschäftigte sich schon im Jahre 1942 mit der Idee, in der Nähe eines Sanatoriums, in der günstigsten Höhenlage von etwa 1200 Metern und inmitten von Wäldern, ein Dorf für tuberkulosekranke Wehrmänner und ihre Familien aufzubauen, doch mußte dieser schöne Plan aus Mangel an Geldmitteln wieder aufgegeben werden. Heute aber, nachdem durch Fürsprecher Dr. Agénor Krafft in Lausanne die Durchführung einer nationalen Sammlung angeregt wurde, um das Ende des Aktivdienstes durch die Errichtung eines bleibenden Werkes zu kennzeichnen und dadurch auch der Armee und ihrem Oberbefehlshaber den Dank des Schweizervolkes auszusprechen, ist die Idee des Dorfes wieder in den Vordergrund gerückt und beginnt langsam Gestalt und Form anzunehmen.

Das Projekt eines solchen Dorfes ist nicht neu, denn in Holland und England bestehen seit dem letzten Krieg ähnliche Siedlungen. Man begann in bescheidenen Anfängen mit 100 Insassen — heute werden dort gegen 2000 beherbergt, und die Erfahrungen, die man in jenen Ländern gemacht hat, sind so gut, daß einer ähnlichen Einrichtung in der Schweiz alles Gute zu prophezeien ist. Das Dorf in der Schweiz würde natürlich kleiner: Im Aktivdienst sind etwa 1000 Soldaten an Tuberkulose erkrankt, von denen 300 unheilbar scheinen. Hundert Unheilbare mit ihren Familienangehörigen könnte das Dorf aufnehmen, dazu noch etwa fünfzig aus den Sanatorien Entlassene, die unter leichter, ärztlich kontrollierter Arbeit eine Anpassungszeit durchmachen, bevor sie als voll arbeitsfähig wieder ins Tiefland abreisen dürfen.

Freundliche Chalets und persönlich gestaltete Baracken, je nach Anzahl der Familienglieder verschieden groß — es wird auch viele Einer-Haushalte geben — sollen die Kranken aufnehmen und ihnen das Gefühl von Sanatorium nehmen, sie vielmehr im Kreise ihrer Familie leben lassen und sich wieder als nützliches Glied einer Gemeinschaft fühlen. Ein Stück Pflanzland ums Haus herum gibt Gelegenheit zu leichter körperlicher Arbeit und Entspannung.

Beim Bau des Dorfes seien drei Hauptfragen zu berücksichtigen, führte der General aus. Das erste ist die medizinische Frage. Sieben bis acht Aerzte sollen das Dorf betreuen und für peinliche Einhaltung ihrer Vorschriften sorgen. Die Ansteckungsgefahr für die Angehörigen der Kranken ist nicht größer als anderswo, wenn die hygienischen Einrichtungen tadellos funktionieren. Dazu liegt das Dorf in der Nähe eines Sanatoriums, so daß alle modernen Apparate und Hilfsmittel dort benutzt werden können.

Die Wahl des Ortes ist auch schon ziemlich sicher. Es gab Gemeinden, die den Boden gratis zur Verfügung gestellt hätten, doch war dann in der gewünschten Höhenlage entweder kein Sanatorium in der Nähe, oder die Gegend besaß keinen Wald. Ein Gebiet, das alle Anforderungen geradezu ideal erfüllen würde, ist bei Montana gefunden worden. Das Areal liegt etwa anderthalb Kilometer von Crans entfernt, so daß keinerlei Störung durch die Sportler zu befürchten wäre, und bis zum Sanatorium Montana sind es kaum hundert Meter. Der Boden wird durch ein Entgegenkommen der Gemeindebehörden unter dem feststehenden Preis abgegeben.

Und nun zur organisatorischen und finanziellen Frage: Die Errichtung einer Institution, wie sie von General Guisan geplant wurde, kann nicht Sache des Bundes, sondern nur einer privaten Initiative sein. Daher gründete sich in Lausanne auf Anregung des genannten Dr. A. Krafft die Vereinigung zur Errichtung einer „General Guisan-Stiftung". Ihr Vorstand vereinigt in sich bekannte Vertreter gewerblicher, gewerkschaftlicher und anderer wirtschaftlicher Organisationen, daneben auch die Präsidenten der eidgenössischen Räte, des Bundesgerichts und weitere Mitglieder der Behörden. Mit der Bitte um finanzielle Unterstützung gelangt man an das ganze Schweizervolk in der richtigen Erkenntnis, daß es seiner Dankbarkeit, einem unerbittlichen und tödlichem Geschick entgangen zu sein, sicherlich freudig Ausdruck geben wird und die mit einem Aufruf versehenen grünen Einzahlungsscheine, die gegen Ende Februar in den Briefkästen von Unternehmungen, Firmen und Betrieben, späterhin auch von Privaten, stecken werden, recht zahlreich und zahlenreich ausfüllen wird (Postcheckkonto Zürich VIII/705). Frauengabe Postcheck-Konto VIII c 2288, Steckborn.

Die Anregung zu diesem Dorfe, das so durchaus wünschenswert ist und sicher zum Segen vieler kranker Wehrmänner sich auswirken wird, erhielt der General neben dem genannten Beispiel aus Holland und England durch viele Briefe kranker Soldaten, die von ihm als dem Vater der Armee in rührendem Vertrauen Hilfe erwarteten. Das Schlimmste sei ja nicht eigentlich die tückische Krankheit, schrieben sie ihm, sondern die ewige Einordnung in einen Krankenhausbetrieb, die Ausgeschlossenheit vom täglichen Leben und die Entfernung von Frau und Kindern. „Die Moral", sagte der General, „ist zur Genesung eines Kranken ebenso wichtig wie zur Gewinnung eines Krieges", und Aerzte wissen, wie sehr die Spitalatmosphäre mit der Dauer auf das Gemüt des Kranken drücken und seine Heilung verzögern, wenn nicht gar vereiteln kann.

Von der Familie umgeben und von Spezialärzten betreut, werden die unheilbar Kranken den schönsten Lebensabend genießen können, der für sie überhaupt noch besteht. Sie werden, vom Arzte genau kontrolliert, leichte Arbeit verrichten können, wenn sie ihnen zuträglich ist, denn, so führte der General aus, unser Dorf soll kein Dorf der Faulheit werden, sondern ein Dorf der fröhlichen Arbeitsamkeit und der Geduld. Die andern, die als vermindert arbeitsfähig aus den Hospitälern gekommen sind und ihre Anpassungszeit an das normale Leben durchmachen, bevor man sie wieder in ihre früheren Verhältnisse entläßt, werden in bescheidenem Maße ihre Berufe ausüben und damit dem Dorfe und den Kameraden dienen. Dabei ist eine eventuelle Umschulung vorgesehen, um den Genesenen einen leichteren und seiner Konstitution angepaßteren Beruf erlernen zu lassen, als er sein ursprünglicher war.

Die Idee ist da, ganz sicherlich auch der gute Wille zu seiner Durchführung, und so wird das Dorf stehen, viele Kranke mit neuem Lebensmut stärken und die drückende Sorge von ihren Angehörigen nehmen. Und es wird seinen charitativen Zweck auch weiterhin erfüllen, wenn es keine kranken Soldaten aus diesem Kriege mehr zu beherbergen hat. Denn die Baracken und Chalets sind sehr leicht demontabel und können irgendwo wieder aufgestellt werden, um neue Hilfs- und Pflegebedürftige aufzunehmen. Vorderhand aber wird es einmal den tuberkulosekranken Soldaten, ihren Kindern und Frauen, bleibende oder vorübergehende Stätte sein und darüber hinaus ein Denkmal der Nächstenliebe und der Dankbarkeit, vom Schweizer Volk der Schweizer Armee errichtet.

Ursula Hungerbühler

Unser neues Feuilleton

In der heutigen Nummer beginnen wir mit freundlicher Erlaubnis des Morgarten-Verlags mit Lisa Wengers: Im Spiegel des Alters. Dieses Erinnerungsbuch erschien 1926 und ist eines der feinsten und schönsten Werke der Berner Dichterin. Da es merkwürdigerweise relativ wenig bekannt ist, freuen wir uns, es unseren Leserinnen zu vermitteln. Die „ganze" Lisa spricht darin zu uns in ihrer Güte und ihrem nie versiegenden gesunden Berner-Humor.

Nachdruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Kinderland

Es ist ein großes Glück für Kinder, wenn ihre Großeltern einen Garten besitzen. Es schadet nichts, wenn er klein ist, er kommt ihnen doch groß vor. Uns wenigstens schien es, wenn wir durch den Hof und den Garten des „Schwarztors" rannten, als sei das Wäldchen ein Wald, und als sei der dünne Springbrunnen ein Wasserfall, und als blühten Blumen in Großmutters Garten, so schöne und bunte und kuriose wie im Paradies, und wie sie Adam und Eva — nein, Adam nicht, der kümmerte sich sicherlich nicht um Blumen — geschaut haben mochten. Wir hatten aber in der Beziehung auch wegen Eva Bedenken. Vielleicht freute sich auch die Eva nicht über Blumen, denn es steht nichts davon in der Bibel. Es steht nur, sie habe einen Apfel gegessen und mit der Schlange geplaudert. Darüber haben wir, mein Bruder Klaus und ich, uns sehr gewundert. Es waren doch gewiß auch Ponys in dem Paradies, auf denen Eva hätte reiten können, oder es waren Schäfchen da, denen man ein Glöcklein hätte umhängen können, oder es liefen liebe zahme Löwen herum. Aber diese Eva geht und schwatzt mit einer Schlange!

Wir hatten im Schwarztor auch Tiere. Aber nicht besonders seltene: eine Katze und Hühner. Die Katze legte sich jeden Morgen unter das Fenster in die Sonne, mitten in das Portulakbeet hinein, und jeden Morgen mußten wir sie fortjagen. Das Portulakbeet liebten wir sehr, es sah aus wie ein umgekehrter Sternenhimmel, denn wir mußten auf es herabsehen, und zum Sternenhimmel sieht man auf. Dafür waren aber die Blumensterne nicht nur gelb, sondern rosa und braun und rot und dunkelpurpurfarben, herzig schön. Wir dachten, Klaus und ich, daß wir uns einmal eine ganze Wiese mit Portulaks säen wollten, wenn wir einen eigenen Garten besaßen, in den hinein wir hätten pflanzen können, was wir wollten, wenn wir einen eigenen Garten haben würden. Als wir aber später wirklich einen eigenen Garten besaßen, da gefiel es den Portulaks nimmer und nimmer zu geraten. Mager und elend krochen sie so am Boden dahin, und von einem Sternenhimmel war keine Rede. Woran das wohl liegen mochte? Am Boden, sagte der Gärtner. Ich aber wußte: nicht an der Erde lag es, sondern weil Großmamas Hände sie nicht gesät hatten.

Hinter dem Haus standen Turngeräte. Eine Schaukel, ein Reck mit einer harten, eisernen, grauen Stange. Es zu benützen war uns verboten. Klaus aber, der gerne tun wollte, wie seine jungen Onkels taten, stieg auf einen unzersägten großen Buchenklotz, um die Stange mit seinen Händchen erreichen zu können, und machte eine wohlgelungene und kunstgerechte Bauchwelle, genau wie die Brüder unserer Mutter. Aber der arge Klotz mit seinen Kanten und Fasern stand als Schicksal am Wege, mein Brüderlein verfiel ihm und schlug sich ein fürchterliches Loch in den Kopf, und Splitter und Erde drangen in die Wunde. Sie wurde schlimm und schlimmer und entging dem Messer des Arztes nicht.

„Schneidet der Doktor mir den Kopf ab?" fragte Klaus und schaute mit seinen blauen Bübchenaugen zur Mutter auf.

„Was sollte ich anfangen, wenn sie ihn dir abschnitten? Dann hätte ich ja keinen Klaus mehr."

„O doch, noch bis dahin," meinte der Kleine. Er war tapfer, der kleine Klaus, und konnte seine Tapferkeit später bei Indianern und Mexikanern wohl gebrauchen. Warum stieg er damals auf den verbotenen Klotz? Warum ging er zu den Indianern und Mexikanern? Warum forderte er immer und immer wieder das Schicksal heraus? Er mußte ja zerschellen. —

Es wimmelte von erfreulichen Dingen im Schwarztor. Daß man unter den großen Kastanienbäumen, die einen so schwarzen, des Abends so schauerlichen Schatten warfen, Kaffee trank, und daß wir Kinder dabei sein durften, schon das war herrlich. Und weil unsere Großmama so lieb war, durften wir in unsere Milch ein Stück Zucker fallen lassen, und jedesmal mußte der Onkel Hans einen Vers dazu sagen, langsam und in bestimmtem Rhythmus: „Ist ein Mann in den Brunnen gefallen, hab ihn hören plumpen. Und hätt-i-ne nid am Bart vermütscht und no-nes bizzeli abedrückt, so wär er gwiß vertrunke." Und jedesmal brachen wir in Jubel aus, denn der Onkel mußte mit dem Vers fertig sein, ehe der Zucker geschmolzen war. Und gelang es nicht, mußte er uns, eines von uns auf seinen Schultern durch den Garten tragen. Nur am Samstag, wenn der Großpapa seine Predigt machte, mußten alle im „Peristyl" bleiben und wir durften nicht lärmen. Ein wenig schon, aber nicht viel.

Allerlei Dummes und Schlimmes ist geschehen in Großmutters Garten. Viel haben wir vergessen, aber manches hat uns die Mutter erzählt, und so war uns, als erinnerten wir uns selbst noch daran. Sie hat uns erzählt, daß ich, die doch mit meinen vier Jahren dem jüngeren Brüderchen schon hätte ein Vorbild sein sollen, alle grüne Farbe aus Mutters Malschachtel aufgeschleckt und geschluckt hatte. Und weil damals Grün noch eine giftige Farbe war, so habe sie, erzählte die Mutter, mich in den Kinderwagen des Brüderchens gepackt und sei mit Todesangst im Herzen über Stock und Stein in die Stadt zum Arzt gelaufen, so schnell, daß sie nicht habe reden können, als sie endlich bei ihm angekommen sei. Sie habe nur auf mein grünes Mäulchen gedeutet und es aufgerissen, und der Arzt habe Oel und Milch und was weiß ich hineingeschüttet und das übrige mir überlassen. Möglicherweise war das Grün gar nicht giftig, aber davon will meine Mutter, die ihre Angst nicht umsonst gehabt haben will, nichts wissen.

Meine Großmutter lachte ganz besonders gern und leicht. Da sie an den Lärm ihrer sieben Kinder gewöhnt worden war, entsetzte sie sich nicht über den ihrer Großkinder. Sie ließ uns treiben, was wir wollten, wenn wir nur „gehorsam" waren, das heißt unserer Dressur in der Beziehung Ehre machten. Großmutters rechte Hand zitterte, und ich mochte nicht gern hinsehen, teils weil mir das unnatürlich und graufig vorkam, teils weil die Berene, Großmutters Magd, be-

Martin Luther

Zum 400. Todestag am 18. Februar

El. St. Martin Luther ist eine von den widersprechendsten Urteilen umgebene Persönlichkeit, die in ihrer Einmaligkeit und Werktätigkeit nicht nur im schärfsten Kampf mit den Zeitgenossen stand, sondern auch seither immer wieder kritischen Betrachtungen unterzogen wurde. Aus einem kräftigen alten Bauerngeschlecht stammend, hatte er einen Vater, der sich an Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Urteils auch in kirchlichen Dingen von seiner Umgebung abhob und brachte so wohl schon Erb-Faktoren mit in das große Werk, das er zu erfüllen hatte, die ihn von vornherein zum Kampf, zur Kritik, zum Ausharren bestimmten und den Weg führten, den er gehen mußte.

Der Kampf um die Wahrheit kam bei ihm ganz von innen heraus, alles was er wollte war in tiefem Ringen erlebt, erkämpft um Gott, unabhängig um äußere kirchliche Gebote, um leere theologische Lehren, um werktätige Verheißungen, er kämpfte um den Glauben. Als junger Student fand er in der Universitätsbibliothek eine Bibel — las und las, im Geheimen, und sie wies ihm den Weg aus der leeren Form zum lebendigen, kindlichen Glauben, aus dem eigenen Verdienst zur nur Gnade. Dies brachte ihn in den Kampf zu den Auswüchsen seiner Kirche, wobei er nie die Kirche bekämpfen, sondern den Kampf innerhalb der Kirche führen wollte. Luther war eine starke, heftige Natur, und seine Anklagen und Forderungen tönten weder milde noch versöhnlich, er war hart. Möglich, daß er oft zu hart, zu heftig war, aber wie er zuerst gegen den Willen aller Mönch geworden ist und das Gelübde gehalten hat, so hieß es auch nachher im Kampf: Novele ei reddite! — was ihr gelobt habt, das haltet.

Luther wollte keine neue Lehre erfinden, sondern die alte Lehre von Entgleisungen und Uebertreibungen reinigen. Für ihn stand der Glaube im Zentrum allen christlichen Denkens und Wesens, nicht das dogmatische Glauben bewiesener Tatsachen und Lehren, sondern „eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade", und kein Reformator hat wie er Christus zum Mittelpunkt seiner Frömmigkeit gemacht. Luther war bereit, mit dem Tod für seine Ueberzeugung einzustehen. In dieser Kraft und Stärke liegt zum Teil auch seine Intoleranz und Härte begründet gegen Andersdenkende — man denke an sein Verhalten z. B. gegen Zwingli, das wie ein Schatten über ihm und der Reformationszeit liegt. Luther hat in seine neue Kirche viel Schönes aus den Gebräuchen der katholischen Kirche herübergenommen, und wir evangelisch-Reformierten fragen uns oft beim Besuch eines lutherischen Gottesdienstes, ob es wirklich nötig und richtig gewesen ist von unseren Reformatoren, unsere Kirchen so jeglicher Schönheit und Wärme zu entblößen.

Sein eigenes großes Bibel-Erlebnis führte Luther notgedrungen zu dem Wunsch, die Bibel, die dem Volke bisher vorenthalten wurde, und nur in schlechten Uebersetzungen vorhanden war, in einer guten deutschen Uebersetzung jedem Gläubigen zugänglich zu machen. Und so entstand das große Werk der Bibelübersetzung, die der Reformation in weit größeren Kreisen den Weg gebahnt hat, als alle theologischen Kämpfe und Diskussionen. Luther hatte eine außerordentliche Sprachbegabung, aus der heraus er auch alle die schönen deutschen Glaubenslieder geschaffen hat, mit denen er den liturgischen Ritus des lutheranischen Gottesdienstes unsäglich bereichert und den Protestanten ein köstliches Gut geschenkt hat. In wie vielen tapferen Seelen mag in den vergangenen Leidensjahren, in wie vielen Konzentrationslagern das sieghaft trutzige: „Ein' feste Burg ist unser Gott", still oder laut geklungen haben? — Luthers Persönlichkeit hat etwas Heroisches, oft etwas Maßloses in ihrer Kraft und Streitbarkeit, aber hätte er erreichen können, was er erreicht hat, wenn er gewesen wäre wie ein mildes Säuseln? Und über aller Kraft, und aller Unduldsamkeit und Maßlosigkeit liegen drei Dinge, die wichtiger sind als alle anderen, das sind: die innige Liebe zu Christus, dessen unverhüllte Gestalt er in der Bibel, frei von allen dogmatischen Schlacken, wieder gefunden und den Menschen geschenkt hat, der kindliche Glaube an die göttliche Gnade und das Geschenk des reinen Gotteswortes an alle, die „suchen wollen um zu finden".

Ein Zeitraum von vier Jahrhunderten verändert viele Probleme und bringt neue. Aber so lange es eine christliche Religion, so lange es ein protestantisches Bekenntnis geben wird, wird in Dankbarkeit des großen Reformators gedacht werden, als dem Grundpfeiler für protestantisches Denken — und evangelische Freiheit.

Frau Eleanor Roosevelt

beweist sich in der „Uno" als sehr aktives und energisches Mitglied. Schon vor ihrem Eintritt in die „Uno" hat sie Bedingungen gestellt, mit denen vielleicht auch bei uns viele Leute nicht einverstanden waren, die aber beweisen, daß für sie, wie bei ihrem verstorbenen Gatten, die Gerechtigkeit im Völkerleben an erster Stelle stehen muß. Eine dieser Bedingungen war, daß bevor man den Deutschen beistehe, ihren Opfern geholfen werden müsse, und daß Deutschland vorläufig zu Gunsten der von ihm besetzten Länder sich mit einem Existenzminimum zu begnügen habe. In den langen Beratungen der 3. Kommission der Generalversammlung der Vereinigten Nationen war es Frau Roosevelt, die sich am allerentscheidendsten und mit Erfolg für die Menschenrechte auch der Flüchtlinge eingesetzt hat. Sowjetrußland, Jugoslawien und zum Teil auch Brasilien versuchten Vorschläge durchzusetzen, nach denen das Ursprungsland des Flüchtlings ein weitgehendes Herrschaftsrecht über ihn erhalten würde, und weitere Vorschläge gingen so weit, daß praktisch der Gedanke und die Aufrechterhaltung des Asylrechtes vollständig hinfällig geworden wäre. Mrs. Roosevelt hat nun mit Energie und Geschick Menschenrecht und Menschenwürde verteidigt und ihre Ausführungen haben den Erfolg gehabt, daß die Abstimmungen in jedem Fall mit dem Sieg der Gedanken und menschlichen Forderungen endeten, die sie mit so viel Ueberzeugungskraft vertreten hatte. Es darf nicht sein, daß wegen einer Anzahl von Verrätern und Quislingen allen denen, die um edler Ueberzeugungen willen Flüchtling werden, die Wohltat der persönlichen Freiheit und des Asylrechtes genommen wird.

Politisches und Anderes

Der Bundesrat

hat eine amtliche Stellungnahme zur „Eingabe der 200" der Presse übergeben und damit einen wertvollen Beitrag zum Zwiegespräch zwischen dem Schweizervolk und seiner obersten Behörde gegeben. Daraus einige Stellen: „... Bei aller entschiedenen Verurteilung dieser Forderungen stellt sich der Bundesrat grundsätzlich auf den Standpunkt, daß die „Eingabe der 200" im Jahre 1946, unter veränderten Verhältnissen und Voraussetzungen, jedenfalls nicht strenger beurteilt werden darf, als 1940/41 und unter Berücksichtigung der damaligen Lage" ... Er stellt fest, „daß die vier Bundesbeamten, welche unterzeichneten, nicht zu den Urhebern oder Initianten gehören und der Eingabe ihre Unterschrift liehen, ohne sich der Tragweite bewußt zu sein, die einer Erfüllung der gestellten Forderungen hätte zukommen müssen" ... (wenn das weiblichen Beamten passiert wäre! welch endloses Gerede über die politisch Unfähigen, die unterschreiben, was sie nicht verstehen, hätten wir Frauen hören müssen!). „Von den Erstunterzeichnern und Initianten der Eingabe hat heute keiner mehr ein Truppenkommando inne" ... „Der Bundesrat behält sich vor, einzelne durch ihn gewählte Kommissionsmitglieder, welche unterzeichnet haben, abzuberufen oder ihr Mandat nicht zu erneuern, wenn deren weiteres Verbleiben unter Berücksichtigung der heutigen Verhältnisse als den Interessen des Landes abträglich erscheint."

Der Bundesrat betont im übrigen, daß er den Boden des Rechtes nicht verlassen wolle und das Petitionsrecht daher auch dann anerkenne, wenn die Vorschläge einer Petition sich gegen die Grundauffassung des Rechtsstaates richten. Zugleich aber spricht er es in diesem Zusammenhange noch einmal aus, daß die Eingabe unmögliche und unannehmbare Forderungen enthielt.

In die vom Bundesrat neu geschaffene Eidgenössische Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus sind neben 16 Männern auch zwei Frauen gewählt worden: Frau A. Jeannet (Lausanne), Präsidentin d. Bundes Schweizerischer Frauenvereine, und Frau A. Koch-Hug (Luzern) vom Kath. Frauenbund.

Schade! Im Kanton Uri wurde eine Vorlage betreffend die Schaffung eines Fonds für die freiwillige Ablösung von Wirtschaftspatenten und Verbesserung im Wirtschaftsgewerbe durch Volksabstimmung mit 3997 gegen 1172 Stimmen verworfen. Damit hat das Stimmvolk wieder eine Gelegenheit verpaßt, auf legalem Wege gute Gasthausreform zu betreiben. Sicher wären der guten Wirtshäuser genug geblieben, auch wenn das Gesetz angenommen worden wäre. Aber ... der Souverän hat anders entschieden.

Von der Tagung der Vereinigten Nationen

Die Generalversammlung der „Uno" hat dem Antrag Panamas auf Nichtzulassung Spaniens zu den Vereinigten Nationen mit 45 Stimmen bei zwei Enthaltungen zugestimmt. Damit dürfte die längst wackelig gewordene Position der Regierung Francos, der bekanntlich seinerzeit mit Hilfe der Deutschen und Italiener die freiheitlichen Volksteile Spaniens bekämpfte, um ein weiteres unhaltbarer geworden sein.

Als große geschichtliche Neuerung wird betrachtet, daß erstmalig an der „Uno" eine Zusammenkunft der stellvertretenden Stabschefs der Land-, Luft- und Seestreitkräfte der „Großen Fünf" stattfand. Diese hohen Militärs aus USA., Großbritannien, Rußland, Frankreich und China haben die Organisation aufzubauen, die später ein „Welt-Generalstab" werden soll. Es steht ihrer gemeinsamem Arbeit nach den Statuten der „Uno" zu: Die Beratung und Unterstützung des Sicherheitsrates in allen militärischen Fragen; Einsatz und Leitung der dem Sicherheitsrat zur Verfügung gestellten Streitkräfte; Prüfung der Abrüstungsmöglichkeiten; strategische Führung der dem Sicherheitsrat zugewiesenen Streitkräfte.

Die als Delegierte und Beraterinnen an der Tagung der „Uno" teilnehmenden Frauen haben sich — gemäß dem Ulus, der jeweils auch die weiblichen Parlamentsmitglieder interfraktionell zur Bearbeitung von Frauenproblemen zusammenführt — gemeinsam auf ein

Programm

geeinigt, das sie in Form eines Appells an die Frauen aller Länder bekanntgeben. Sie erwarten von den Frauen aller Vereinigten Nationen:

1. Die Frauen müssen sich des Fortschrittes bewußt sein, den sie während des Krieges gemacht haben, und fortan aktiv an den Bemühungen um die Hebung des Lebensstandards in allen Ländern mitarbeiten. Sie müssen auf den Wiederaufbau drängen und

riri
gute Reissverschlüsse

Mütter und Töchter

Wer häufig mit jungen und älteren Mädchen aller Bevölkerungsschichten in Berührung kommt, stößt immer wieder auf die großen Schwierigkeiten in der Beziehung von Müttern zu erwachsenen Töchtern. Und zwar scheint mir, daß die Mütter an diesen Schwierigkeiten den Hauptanteil tragen. So eine Mutter hat jahrzehntelang nur für ihre Familie gelebt. Ihr ganzes Denken und Fühlen kreist um ihre Angehörigen, ihr Heim, ihren Haushalt und was sonst noch eng damit zusammenhängt. So lange die Kinder klein waren oder heranwuchsen, hatte sie alle Hände voll zu tun und ihre Autorität war unbestritten. Die Kinder brauchten sie und waren von ihr abhängig. Nun sind die Kinder erwachsen. Die einen heiraten, die andern entfernt der Beruf aus dem Elternhaus, und nun bleibt vielleicht eine Tochter unverheiratet daheim und diese Tochter soll nun der Mutter alles ersetzen, soll gewissermaßen ihr Lebensinhalt sein.

Die Tochter jedoch hat das natürliche und berechtigte Bedürfnis, aus ihrem engen Familienkreis herauszuwachsen, neue Menschen, neue Ansichten, neue Verhältnisse kennen zu lernen. Meistens ist sie berufstätig — ja, in vielen Fällen ist sie es, die die Mutter erhält. Aber das gibt ihr in den Augen der Mutter noch lange kein Recht, ihr Leben nach ihrer Fasson zu leben. Die Mutter argumentiert innerlich so: „Ich habe mich mein Leben lang für die Kinder aufgeopfert, es ist nicht mehr als recht und billig, wenn sie sich jetzt um mich kümmern." Das hört sich ganz plausibel an und man müßte der Mutter zustimmen, wenn nicht der Begriff „sich um mich kümmern" so außerordentlich dehnbar wäre. Da genügt es den Müttern durchaus nicht, daß die Töchter den Lebensunterhalt beschaffen, sondern sie möchten am liebsten jede freie Minute der Tochter mit Beschlag belegen. Hat die Tochter eine abendliche Verabredung, so heißt es mißmutig „was, eben kommst du heim und schon willst du wieder fortgehen?" Gibt es einmal Ueberstunden im Geschäft und die Tochter kommt später als üblich nach Hause, dann braucht es lange und breite Erklärungen, um die verärgerte Mutter wieder umzustimmen. Freundschaften und Begegnungen, die für die Tochter stark gefühlsbetont sind, empfindet die Mutter als unlautere Konkurrenz, und durch abwertende Bemerkungen versucht sie ihr die betreffende Person zu verleiden.

Am liebsten sähe es die Mutter, daß die Tochter jeden Abend bei ihr zu Hause säße und mit ihr die Tagesereignisse bis ins Kleinste bespräche. Daß ihre Tochter dabei um ihr persönliches Leben und Erleben betrogen würde, darüber machen sich diese Art Mütter nicht die geringsten Gedanken. Die Tochter ist für sie ein Besitz, den sie mit niemandem teilen will.

Je nach ihrer Veranlagung reagieren die Töchter mit Nachgiebigkeit und Resignation, oder mit heftiger Auflehnung und zornigen Ausbrüchen. In jedem Fall aber leiden die Töchter schwer, werden verbittert und reiben sich in fruchtlosen Kämpfen auf, sofern sie nicht den Weg ins Freie finden.

Wie kommt es nun, daß auch Frauen, die sich sonst im Leben als verständige Menschen und treubesorgte Gattinnen und Mütter bewährt haben, der erwachsenen Tochter gegenüber eine so selbstsüchtige und verständnislose Haltung einnehmen können?

Das liegt, meines Erachtens, an dem gänzlich vernachlässigten Eigenleben dieser Frauen. Sie sind dazu erzogen worden, gute Gattinnen und besorgte Mütter zu sein, nie aber ist ihnen davon gesprochen worden, daß sie auch ihre ganz persönlichen Anlagen und Interessen zu pflegen hätten.

Im Gegenteil, die hatte man zu opfern, um alle Kräfte dem Wohle der Familie widmen zu können. Und wenn dann der Moment kommt, wo diese Familie die Kräfte der noch rüstigen und lebensvollen Mutter nicht mehr braucht, dann steht so eine Frau im Leeren, weiß nicht wohin mit ihren Gefühlen und ihrem Tätigkeitsbedürfnis, und hängt sich mit allen Fasern an die Tochter, als dem einzigen Objekt, das ihr geblieben ist.

Das Heilmittel für diese höchst unliebsamen Zustände bestünde also darin, daß die Mütter, sobald ihre Kinder ihrer nicht mehr bedürfen, sich auf sich selbst und auf ihre ganz persönlichen Neigungen und Interessen besinnen und versuchen ihrem Leben, neue Inhalte zu geben, die die entstehende Leere ausfüllen, und die ihrem Leben etwas hinzufügen, das über das Eng-Familiäre hinausgeht.

Das kann nun auf die verschiedenste Art und Weise geschehen, aber jede Frau, die sich ernsthaft bemüht, wird etwas finden, das ihr entspricht, sie muß nur ihre Bequemlichkeit überwinden oder die Auffassung, „daß man so etwas doch nicht tue". Es gehört also eine ganze Portion Selbstüberwindung dazu, denn von der Einsicht bis zur Ausführung ist es ein langer Weg. Gute Vorsätze genügen nicht, sie müssen auch ausgeführt werden, und man darf sich nicht abschrecken lassen, wenn die ersten Versuche vielleicht mißlingen. Man lernt an jedem solchen Versuch und auch im Großmutteralter bietet das Leben noch neue Perspektiven und Möglichkeiten.

Die eine Mutter wird in sozialer Arbeit ein neues Betätigungsfeld finden; es werden ja gerade heute unzählige Hilfskräfte gebraucht. Eine andere erinnert sich vielleicht irgend einer fast vergessenen Liebhaberei, sei es die ernsthafte Beschäftigung mit Büchern, sei es Malen oder Musizieren. Für die meisten Frauen wird es günstig sein, wenn ihr neuer Versuch sie mit anderen Menschen zusammenbringt, da das ihre Lebensbasis verbreitert, ihr Gelegenheit zur Aussprache und auch mancherlei neue Einblicke bringt.

Eine solche Mutter hat es nicht nötig, auf der Tochter zu parasitieren. Sie lebt ihr eigenes Leben, aus dem ihr die Anregungen zuströmen, deren sie bedarf. Weil diese Abhängigkeit von der Tochter aufgehoben ist, kann sie sie gewähren lassen, kann ihr ihre Freunde und Bekannten gönnen, braucht sich nicht mehr zu grämen, wenn die Tochter nicht bei ihr daheim sitzt.

Das alles ist so klar und scheint so leicht begreiflich und doch braucht es eine enorme Anstrengung vonseiten der Mütter, um sich zu solchen Auffassungen durchzuringen.

I. O-v. B.

---

hauptet hatte, daran sei ich schuld, denn seit jenem Sonntag — Verene machte Augen wie Pflugräder —, seit jenem Sonntag habe die Hand Großmamas zu zittern begonnen.

Das ist gar nicht wahr, das sagt die Verene so, weil ich mir, als sie alle in der Kirche waren, meinen Zahn nicht ziehen lassen wollte. Ich wollte nicht, und fürchtete mich, und wehrte mich, und sie konnten nichts mit mir anfangen. Als nun alle fort waren, kam die Verene geschlichen und wollte mich überrumpeln.

„Sieh, das schöne Osterei," sagte sie. „Das bekommst du, wenn du nun brav bist und —"

„Ich weiß, ich weiß," schrie ich und weinte schon beinahe. „Wenn ich mir den Zahn ziehen lasse." Das Osterei war gut, das wußte ich, von Zucker. Ich hatte daran geleckt, als Verene nicht in der Küche war.

„Verene, ich will." Flugs hob sie mich auf den Tisch. Dann band sie mir einen gelben Seidenfaden um das Zähnchen. Er schmeckte bitter, und ich spie ihn aus. Verene wurde böse. Während sie einen andern Faden holte, lief ich davon und versteckte mich. Die Familie kam aus der Kirche und erfuhr die beschämende Geschichte, und die Großmama sagte: „Du bist ein recht unartiges Mädchen."

Aber daß eine Großmama deswegen zu zittern anfangen mußte und nie mehr damit aufhören konnte, das schien mir eine zu harte Strafe für meine Feigheit, und ich war recht böse auf den lieben Gott, der sie mir auferlegt hatte.

Es ist aber wohl kaum mein Mäusezähnchen gewesen, das meine gütige Großmutter das Zittern lehrte. Es mochte wohl daher gekommen sein, daß ihr ältester Sohn ihr Kummer machte. Wir Kinder kannten das Gespenst nicht, das im Hause umging. Wir sahen und hörten aber, daß Großmutter oft weinte, wenn sie im Wohnzimmer mit dem Onkel geredet, und daß er gegen unsern lieben Großvater böse Worte gebrauchte. Wir rechneten ihm das sehr als Sünde an und wünschten ihn, wie wir es uns mutig gestanden, zu dem bösen Teufel in die Hölle.

Eines Tages strickte ich bei Großmama in ihrem Zimmer. Daß ich stets, wenn ich bei ihr war, achtmal herumstricken mußte, war das einzige, was ich an Großmutter auszusetzen hatte. Und dann noch, daß ich den Lattich, den ich verabscheute, essen mußte.

Ich besaß ein eigenes kleines Stühlchen, auf dem ich in Großmamas Erker sitzen durfte. Die Vorhänge ließ sie herunterfallen gegen das Zimmer, und ich verwandelte mich nun in das Dornröschen, das mit seiner Spindel sitzt und spinnt. Die Großmutter wurde zur Amme. Ich hielt mein Strickzeug an seinem Faden weit von mir ab, drehte es gleich einer Spindel und ließ es tanzen, und wartete auf den Prinzen.

Da wurde die Tür aufgerissen und Großmutters Student stürmte herein. Ich hörte ihn schelten und schimpfen, dann mit großem Zorn Großmutter antworten, hörte ihre beschwichtigende Stimme, in der Angst zitterte, und fürchtete mich sehr. Großvater, der den Lärm gehört, kam. Und in diesem Augenblick begann der Onkel fürchterlich zu toben und zu schreien. Und dann geschah es, daß er den Großvater ins Gesicht schlug. Zweimal. Zweimal nacheinander. Großmutter schrie laut. Aber Großvater nahm sie ohne ein Wort zu sagen, am Arm und zog sie langsam der Türe zu, öffnete und schloß sie rasch und drehte von außen den Schlüssel. Wenige Minuten später kam er mit dem Knecht und dem Pächter zurück, mit Seilen und Tüchern, um den Tobenden und Brüllenden, der wütend zerschlug, was möglich war, zu fesseln. Als die drei zur Tür hereinkamen, schoß ich aus meinem Versteck hervor, rannte laut weinend aus dem Zimmer, prallte gegen meine Mutter, die, weiß vor Schreck, durch den langen Gang gelaufen kam, und versteckte mich im Kinderzimmer. Ich hörte später einen Wagen vorfahren und sah meinen Vater mit Professor Jonquière aussteigen. Bald kam der traurige Zug: der immer noch sinnlos Dreinschlagende, gehemmt von den starken Armen der Männer, sich wehrend gegen die Uebermacht, die er erdulden mußte.

Ich weinte am Fenster. Verene kam herein und riß mich weg, gab mir einen mütterlichen Puff und sagte: „Gegnase". Viel mehr sagte Verene nie.

Lange blieben die armen Großeltern schwer gebeugt und erschüttert. Ich verdankte es meiner flatterhaften Kinderseele, daß ich keinen Schaden von dem fürchterlichen Ereignis davongetragen, dessen Tragweite ich nicht ermessen konnte. Nur ist mir ein Grauen geblieben vor jedem Toben, vor Zorn und Wüten. Lieber tot und unter der Erde sich verkriechen, als noch einmal Derartiges erleben! Lieber nichts mehr sehen und hören können, lieber gar keine Ohren haben — wirbelte es durch mein Köpfchen. Der Onkel aber, der, wie die Leute sagten, die Hand gegen seinen Vater erhoben', brachte die letzten Jahre seines Lebens wieder in demselben Hause zu, in das man ihn damals bringen mußte. Er sei ein besonders intelligenter Mensch gewesen, mit großem Wissen und eigenen Gedanken, doch von klein auf ungebärdig, unvernünftig und gewalttätig. Ob er wohl in einem zweiten Leben die Ruhe gefunden, die ihn sein erstes vermissen ließ? Seine Eltern standen, solange sie lebten, unter dem Eindruck, daß sich ihr Sohn gegen Gottes Gebot vergangen. Es waren Stimmen laut geworden, die sein Gebaren nicht als Sünde, als beinahe nicht mehr gutzumachende Sünde, anerkennen wollten und es seiner Krankheit zuschrieben. Doch war das allgemeine Vorurteil gegen die Geisteskrankheit noch viel zu lebendig, die Unwissenheit auf diesem Gebiete noch groß, so daß die Großeltern den Trost, der doch in jenem Gedanken lag, nicht erkennen konnten. Sie beteten für ihren Sohn, vergaben ihm und erwiesen seiner Familie später so viel Liebe, als jene ertragen konnte.

Es mag sein, daß alle Großeltern milde und liebevoll sind. Die unseren waren es sicherlich, und ihr Andenken lebt jetzt noch in uns allen, die wir selbst Großeltern, zum mindesten Onkel und Tanten geworden sind.

Die schöne Frau Pfarrer wurde die Großmutter genannt, als sie in ihrer Gemeinde einzog. Und so wenig eitel sie gewesen, betonte sie doch öfters uns Kindern gegenüber, daß sie mit schwarzen Haaren und allen ihren Zähnen ins Grab steigen werde. „Wenn du ins Grab steigst, Großmama, fressen dich da die Würmer?" fragte Klaus. Es flog ein Ausdruck von Ekel und Angst über die Stirne der lieben Frau, und sie nahm Klausens Hand und streichelte sie.

„Steig lieber nicht hinein", sagte er aufmunternd, und schon lachte sie wieder und gab ihm ein Drop, das sie in einer runden gläsernen Dose aufbewahrte.

Ich glaube nicht, daß Großmutter eine sehr gescheite, oder talentvolle, oder schlaue, oder gelehrte Frau gewesen. Sie war ein Mensch ohne Mißtrauen, die,

ihre eigene **Bildung fördern, auf daß, wenn sich neue** Gelegenheiten bieten, genügend tüchtige Frauen vorhanden sind, um verantwortungsvolle Arbeit zu leisten.

2. Die Frauen müssen ihre Kinder so erziehen, daß sie die Weltprobleme verstehen lernen und nicht nur für die Bedürfnisse des eigenen Landes, sondern für die Zusammenarbeit aller Länder Verständnis haben.

3. Die Frauen dürfen sich weder heute noch in Zukunft durch undemokratische Bewegungen irreführen lassen.

4. Die Frauen aller Länder müssen sich darüber klar sein, daß die Teilnahme an allen Phasen des Lebens und an der Verantwortung ihres Heimatlandes sowie der Weltgemeinschaft das gemeinsame Ziel darstellt, zu dessen Erreichung alle Frauen einander beistehen sollten.

Von den Regierungen wird die Rechtsgleichheit beider Geschlechter verlangt.

In China hat die Regierung als schwere Nachkriegsaufgabe übernommen, das chinesische Volk dem Laster des Opiumgenusses zu befreien. Den perfiden Methoden Japans zufolge, welche das chinesische Volk durch Opiumgenuß systematisch zugrunde richten wollten sind 30 Millionen Chinesen opiumsüchtig geworden. Teils gezwungen, teils verführt, haben sie sich dem Opium ergeben, das im besetzten China auf weiten Strecken guten Ackerlandes zwangsweise angebaut worden war und in jeder nur denkbaren Form angeboten wurde, das auch im freien, kämpfenden China (u. a. in Zahnpastatuben und in Särgen) eingeschmuggelt worden war. Man lese die Romanfolge „Peking" (in englisch: Moment in Peking") von Lin Yu Tang, um sich ein Bild der raffinierten Verseuchungsmaßnahmen der Japaner zu machen. Schon vor dem Kriege hatte die vom Ehepaar Tschiang Kai-Schek ins Leben gerufene soziale Bewegung „Neues Leben" mit Erfolg gegen das Opiumlaster angekämpft und auch die Bemühungen der Rauschgiftkommission des Völkerbundes waren erfolgreich gewesen, bis die japanischen Maßnahmen dem Laster Tür und Tor öffneten. — Es wird nun während sechs Monaten eine intensive Propaganda- und Fürsorgeaktion durchgeführt, welche allen Süchtigen ihre Hilfe zusagt. Nach dieser Frist wird die Regierung mit scharfen Strafen, auch der Todesstrafe, diejenigen, die Opium anbauen, verkaufen oder genießen, erfassen.

Ein neuer Frauentyp in China

Auf einem immer noch glühenden Aschenhaufen erhebt sich ein neues China, mit Frauen eines neuen Typs, die wie Männer litten und kämpften, voll Heldenmut und Entsagung. Zwischen diesen Chinesinnen von heute und jenen von gestern bestehen nur noch wenig gemeinsame soziale Bindungen. In hartem Kampf haben sie die Gleichberechtigung erobert, die ihnen keine Tradition und kein Aberglaube jemals wird entreißen können.

Diese Frauen bewegt ein Problem, das einer raschen Lösung bedarf: „Wie kann diese Gleichberechtigung der Frau auf das ganze Volk ausgedehnt werden?"

Unzählige Fragen tauchen auf. Sollen einige der alten Sitten beibehalten werden? Ist es klug, wenn die Frauen außerhalb ihres Heims Arbeit suchen? Welches ist das beste Familiensystem für China? Genügt der Rechtsschutz für die Frauen? Ist Scheidung die beste Lösung für unglückliche Ehen? Soll die Frau den gleichen Lohn verlangen dürfen wie der Mann, da er doch die Stütze der Familie ist? Was für eine Bildung sollen die Frauen genießen? Welche Maßnahmen sind nötig zum Schutze dieser neuen Frauenschicht während der Zeit des Uebergangs und der nationalen Krise?

Zu diesen Problemen äußerten sich einige der führenden Frauen des neuen China. Frau Wu-Lien-Teh faßte ihre Ansicht in folgende Worte: „Der strenge Standard unserer Frauen, der während Jahrhunderten als Leuchtturm und leitendes Prinzip unserer Lebensführung geschätzt wurde, hat sich mit der Erkenntnis der modernen Zivilisation etwas gelockert. Die Republik brachte unseren Frauen eine unvergleichliche Emanzipation, doch bleibt abzuwarten, ob die ehemals konservativen Frauen mit ihrem reichen Schatz überragender fraulicher Qualitäten als Vorbilder für die kommende Epoche dienen können."

Fräulein Tseng-Pao-Sven scheint die kulturelle Erbschaft Chinas tief zu lieben und setzt sich energisch für ihre Beibehaltung ein. „Zur Erfüllung ihrer Aufgabe darf die chinesische Frau nicht ihrer völkischen Eigenart beraubt werden. Sie braucht eine vertiefte Kenntnis der Kultur und der Zivilisation ihres eigenen Landes, um das Beste davon in ihrer eigenen Person zu verkörpern."

Demgegenüber ist Frau Gen-Hun-Chun gleichzeitig für die Beibehaltung der alten chinesischen Kultur und ihrer Vermischung mit der neuen westlichen Kultur. Die moderne chinesische Frau wird nicht nur eine Persönlichkeit im „westlichen" Sinne sein, sondern eine Frau mit den besonderen, von ihren Ahnen ererbten Merkmalen. Sie wird sich darüber hinaus die ihr von der modernen Welt gebotene Gelegenheit zunutze machen, um ihre Persönlichkeit zu entfalten. Eine solche Verbindung alter chinesischer Sitten mit der neuen westlichen Kultur darf weder als Mischmasch noch als Kompromiß betrachtet werden, sondern als das harmonische Ergebnis von Elementen, die sich gegenseitig fest anziehen. Was ist der Sinn der von der modernen Frau hochgeschätzten Freiheit und Unabhängigkeit anderes als der gleiche sittliche Mut und die gleiche Kraft, die zahlreiche Chinesinnen früherer Zeit ausgezeichnet haben?" Und Frau Gen-Hun zeigt damit die viele tausend Jahre alte Seele Chinas, die kämpft, sorgt, die in der Uniform des Soldaten, in der Tracht der Krankenschwester, in der Kleidung der modernen Studentin aufblüht.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß aus diesen leidenschaftlichen Diskussionen, aus diesem vom gleichen Wunsch belebten Suchen eine neue asiatische Frauenschicht heraustreten wird. Ihre Anfänge wie später ihre volle Verwirklichung zu verfolgen, wird für uns europäische Frauen ein erregendes Erlebnis sein.

Gertrud Reinhart

Verstandesdenken und Gefühlsdenken

Die Welt, so wie sie heute ist, ist ein Chaos. Der Krieg ist vorbei und wir konnten seit langem in jeder Zeitung lesen, daß nun alles neu und anders werden müsse. Aber wie anders? Die einen suchen die Erneuerung in der Rückkehr zu religiösem Leben, die anderen darin, daß die Ethik allgemein wieder höher gewertet wird, aber wie die Erkenntnis dazu kommen soll, weiß niemand und man tröstet sich damit, daß die Menschen ja immer gleich schlecht gewesen seien. Das alles sind keine neuen Gesichtspunkte. Im Grunde genommen, drehen wir uns immer im Kreise herum in unserem alten Leben; einem Leben, das sich in Staatsgefügen vollzieht, die ausschließlich von Männern geleitet werden; denn wir müssen uns darüber klar sein, daß es den Frauen auch in den Staaten, in denen sie das Frauenstimmrecht besitzen, noch nirgends gelungen ist, die Taten der Regierungen mit weiblichem Geist auch nur ein wenig zu beeinflussen.

Jedermann weiß, daß Mann und Frau eine voneinander gänzlich verschiedene Art zu denken haben. Kraß ausgedrückt ist das Denken des Mannes darauf gerichtet, seine Familie zu erhalten und also zu erwerben. Er denkt darum geschäftsmäßig: Jede Ware hat ihren Preis und jede Arbeit ihren Lohn. Sein Denken ist wie die Buchführung, die am Schlusse auf beiden Seiten stets gleiche Posten aufweisen muß. Alle Staaten, die sich heute, nachdem der Krieg vorbei ist, weiter bekämpfen und miteinander streiten, die um Machtansprüche und Gebiete feilschen und die alle ihren eigenen Vorteil als den wichtigsten Punkt des Weltgeschehens betrachten, tun nichts weiter, als sich von diesem männlichen Verstandesdenken leiten zu lassen: Hie Einsatz, hie Gewinn. Deshalb können wir auch weder Polen einen Vorwurf machen, daß es einen Zugang zum Meer wünscht, noch Rußland abstreiten, daß es eisfreie Häfen braucht. Wir müssen Holland begreifen, daß es seine Kolonien behalten will und können ebenso den Eingeborenen das Recht auf Unabhängigkeit nicht abstreiten. Endlos könnte man diese Reihe fortsetzen und ein jeder hätte recht.

Aber trotz allem Recht besteht doch kein Ausweg, um alle diese Ansprüche zu befriedigen. Nur einen Ausweg kannten die Völker immer wieder, jenen grausamen Ausweg: Der Stärkere hat recht. Immer von neuem hieß die Lösung: Krieg! Der Weg der gütlichen Einigung wurde nie für längere Zeit gegangen, weil jeder Staat das Gefühl hatte, der andere möchte zu groß werden. Er betrachtete ihn mit seinem geschäftsmäßigen Denken gewissermaßen einfach als Konkurrenz.

Diese Art des reinen Verstandesdenkens ist nun aber im Laufe der Jahrhunderte so selbstverständlich geworden, daß nicht nur jeder Mann, sondern der größte Teil der Menschen überhaupt gar nicht auf den Gedanken kommt, man könnte die Welt auch von einer ganz anderen Warte, nämlich von der des Gefühlsdenkens aus, betrachten. Im Gegenteil, wenn man einem Mann erklären möchte, daß es gut wäre, wenn auch Frauen im Staate mitreden würden, hält er einem entgegen, daß unsere Art gefühlsmäßig zu denken, sich nicht für die Politik eigne. Er glaubt es, weil die Welt heute tatsächlich so eingerichtet ist, daß ein jedes Ding „rentieren" muß. Ueberall, wo wir Frauen etwas im Staate als Ungerechtigkeit gegen uns oder gegen die Ehre überhaupt oder gegen die anständige Gesinnung des Bürgers empfinden, kann er uns beweisen, daß es anders einfach nicht ginge, weil es — eben nicht rentieren würde, sei es nun in materieller Hinsicht oder auch in bezug auf irgendein sonstiges politisches Risiko. Glatt geht seine Rechnung stets auf, und wir sind geschlagen. Aber wir fühlen sehr genau, daß trotzdem eine Lücke in dieser Männerlogik liegt; denn wo steht eigentlich geschrieben, daß die Staaten, daß die Welt für alle Zeiten vom Gesichtspunkt der Rendite aus existieren werden? Stehen wir nicht eben heute an einem Punkt, da wir uns sagen müssen: Es können nicht alle auf ihre Kosten kommen. Die Welt muß von einem neuen Gesichtspunkt aus eingerichtet werden. Und da kommen die Frauen und fragen: Will die Welt des Verstandes nicht einmal die Welt des Gefühls anhören? Die Erklärungen, die wir Euch geben, wenn Ihr uns fragt: Was wollt Ihr eigentlich? sind erst ein Stammeln. Denn unsere Gedanken sitzen dort, wo die Gefühle leben. Mühsam nur bringen wir sie aus der Tiefe hervor, um sie in reale Worte kleiden zu können. Aber sie sind für uns selber nicht weniger deutlich. Sie sind unbestechlich und lassen uns keine Ruhe.

Denkt der Mann als Erwerber, so denkt die Frau als Mutter. Ihr Denken ist nicht „Bezahlen und erhalten", sondern ist: Geben. Wie eine Mutter gibt, ohne nach dem Lohn zu fragen, wie sie hilft, ob sie auch selber müde ist, wie sie verzeiht, obgleich sie gekränkt wurde und wie sie verzichtet zum Wohle der Familie, so ist das Denken der wirklichen Frau.

Ist es nicht das, was etwas wirklich Neues in das Leben der Völker bringen könnte, wenn diese Art des Denkens sich mischen würde mit der realen des Mannes um in Zukunft so Politik und Weltgeschichte zu machen? Eine einzige Institution existiert heute bereits, die ganz auf der Basis des Gebens aufgebaut ist, das ist das Rote Kreuz. Es kann leben, ja es lebt gerade in der düstersten Zeit und hilft und spendet. Wir Schweizer sind stolz, daß es in der Schweiz seinen Ursprung hat. Noch nie frug jemand danach, ob es „rentiere".

Soll unsere Erde in ihrer jetzigen Struktur fortbestehen, so werden wir lernen müssen, noch viele Dinge zu tun im Sinne des Roten Kreuzes und das ist die Aufgabe von uns Frauen, die sich erst langsam abzuzeichnen beginnt, obgleich die Frauenbewegung nun schon viele Jahre existiert. Sehr langsam nur macht sie Fortschritte, denn es ist bei uns ein so weiter Weg vom Fühlen, was es für uns im Weltgeschehen mitzuhelfen gibt, bis zu der Stufe, da wir es in Worten erklären können, um es dem Manne verständlich zu machen. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten immer nur darin geübt, seine Art zu denken zu begreifen und vergaßen dabei, ihm unsere Denkart zu erklären. Noch hat dieses Gefühlsdenken nur bei wenigen Frauen eine Formulierung gefunden, darum ist ihr Einfluß in der Weltpolitik noch nirgends zu spüren, aber langsam wird sie sich ihre Berechtigung erobern, weil das Verstandesdenken des Mannes allein eine endgültige Lösung aus Streit und Krieg nicht finden kann.

Erst wenn die Welt nicht mehr allein nach dem Gesichtspunkt der Rentabilität regiert wird, sondern in gleichem Maße im Geiste des Helfenwollens und des Verzichtenkönnens, erst dann wird etwas wirklich Neues erstehen.

Marianne Oczeret.

Ausstellung C. Stockar-Escher in Zürich

Am Sonntagvormittag, den 10. Februar, fand in den Räumen des Lyceumclubs Zürich eine kleine, gediegene Feier statt: die Eröffnung einer Ausstellung von Blumenstücken und Portraits von Frau Clementine Stockar-Escher, einer Zürcher Malerin aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach ein paar herzlichen Worten der Begrüßung durch Frau Paur-Ulrich, der Präsidentin des Lyceumclubs, leitete Herr Hans Rinck die feierliche Stunde mit Klaviermusik von Liszt und Chopin ein. Hierauf gab eine Urenkelin der Künstlerin, Frau E. Rinck-Schindler, in einem schön geformten Vortrag ein wahrheitsgetreues Bild vom Leben der Künstlerin, von ihrem Wesen, ihrem Familien- und Freundeskreis und beleuchtete somit den Hintergrund ihres künstlerischen Schaffens. Zwei Sätze aus Schumanns A-dur-Quartett, vorgetragen von Dr. Paul Neumann, Erica Sarauw, Konrad Rynert und Marianne Froehner, beschlossen die stimmungsvolle Gedenkstunde.

Clementine Stockar-Escher wurde 1816 als Tochter des Kaufmanns Heinrich Escher und der Lydia Zollikofer in der Limmatstadt geboren und verlebte mit ihrem Bruder, dem späteren Regierungsrat Alfred Escher, einen Teil ihrer Jugendzeit in der schönen Villa des heutigen Belvoirparks in Zürich-Enge. Hier pflege ihr Vater einen wundervollen Garten, schmückte ihn mit den schönsten Blumen, die es gab, und diese Gartenwelt mag wohl die begabte Tochter Clementine zu den reizvollen Schöpfungen ihrer späteren Kunst angeregt haben. In diesem gepflegten Heime erhielten die beiden Kinder eine sorgfältige Ausbildung, u. a. auch in den Naturwissenschaften. Bruder und Schwester verband zeitlebens ein inniges Verhältnis geschwisterlicher Freundschaft.

1837 erfolgte die Heirat Clementines mit Caspar Stockar und damit ihre Uebersiedlung in die sogenannten Escherhäuser am Zeltweg Zürich, wo die Künstlerin ihrem Gatten zwei Söhne schenkte, Armin und Egbert, und wo sie in der Folge 50 Jahre ihres Lebens verbrachte, bis kurz vor ihren Tod im Jahre 1886. In dieser Umgebung erstarkte ihr Maltrieb.

Clementine Stockar trat aus der Reihe der damaligen Zürcherinnen hervor. Sie war äußerst energisch, willenskräftig, unermüdlich im Streben nach einem vorgefaßten Ziele; das beweist ihre Kunst: die Malerin darf wohl als Autodidaktin bezeichnet werden. Ihre zahlreichen Werke — zur Hauptsache Aquarelle — zerfallen in Stilleben und Portraits; unter den ersteren sind die Blumenbilder am wertvollsten. Sie zeigen größte Feinheit der Naturbeobachtung und sind trotzdem keine photographische Wiedergaben. Das Charakteristische der materiellen Beschaffenheit eines Objektes wird scharf erfaßt und zum Ausdruck gebracht. Auch ist die Anordnung der Motive auf dem Blatte meist originell und mit sicherm Griffe vollzogen; und die sichere Hand der Malerin verrät sich in jedem Linienzuge, in jeder Farbangabe. Welch waches Auge für die Kleinwelt der Natur! Dies offenbart sich ganz besonders beim Durchblättern des entzückenden Skizzenbuches, das eine der Vitrinen birgt. Es enthält Studien, die ein Höchstmaß an Konzentration, Beobachtung und Ausdauer verlangten.

Konventioneller erweist sich Clementine Stockar in den Portraits, die Angehörige ihres Familien- und Freundeskreises darstellt, meist auf weißen Hintergrund gemalt, die Modelle häufig in einen Sessel zurückgelehnt. Einzelzüge, auch Details im Aeußern, werden liebevoll notiert, so daß diese Bilder ein wertvolles Dokument für die Kostümgeschichte des 19. Jahrhunderts bedeuten. Auch Genreszüge mischen sich unter diese Bildnisse. Als eines der schönsten Werke darf ein Selbstbildnis der Künstlerin aus dem Jahre 1954 bezeichnet werden. Von einem breiten, ovalen Goldrahmen gefaßt zeigt es uns die anziehende, energiesprühende Erscheinung dieser zielbewußten, talentvollen Malerin Clementine Stockar.

M. O.

Interessante Momentaufnahmen aus der Schweizer Versicherung

In der Schweiz werden pro Arbeitstag durchschnittlich 1¼ Millionen Franken für Prämien der Privatversicherung aufgewendet. Das darf als ein erstklassiger Beweis für das Verantwortungsgefühl unseres Volkes gewertet werden.

Die Prämieneinnahmen für Lebensversicherungen betrugen im abgelaufenen Jahre 295,9 Millionen Franken. Ihnen stunden gegenüber Versicherungsleistungen in der Höhe von 215,2 Millionen, sowie eine Erhöhung des amtlich kontrollierten Deckungskapitals um 113,3 Millionen, somit total 328,5 Mill. Franken. Die Prämieneinnahmen genügten demnach nicht zur Deckung dieser direkten Leistungen, wobei überdies die Verwaltungskosten der Gesellschaften überhaupt nicht in Berücksichtigung gezogen wurden. Die Mehrleistungen und die Verwaltungskosten haben die Gesellschaften aus ihren Kapitalerträgen bestritten.

1932 waren die Prämieneinnahmen der schweizerischen privaten Versicherungs-Gesellschaften gleich hoch wie die Betriebseinnahmen der SBB., sie betrugen 340 Millionen Franken. Heute beträgt die Prämieneinnahme der schweizerischen Gesellschaften im in- und ausländischen Geschäft durchschnittlich pro Tag fast 3,5 Millionen Franken — und ist damit ein Vielfaches der Einnahmen der SBB.

Pro Tag werden durchschnittlich rund 394 neue

Hochlett Viola

immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

---

weil sie selbst nicht log, niemand Böses zutraute. Sie lachte gern, sorgte sich nicht um den kommenden Morgen und war voll Güte gegen jedermann. Als sie starb, sagten die armen Leute: „Alle guten Menschen sterben, was sollen wir nun anfangen?" Großmutter hatte für sie gesorgt, mehr als sie eigentlich gedurft hatte.

Großvater und sie paßten so gut zusammen: Er so klein und dünn und sie so rund und weich, er schwächlich und sie von ausdauernder Gesundheit, beide gütig, fromm, friedlich und freigebig Eine frische Ohrfeige auszuteilen, kostete der Großmutter wenig Mühe, und der Großvater überließ ihr gerne dies Amt. Er lebte mit seiner Bibel, und alles, was ihm auf Erden begegnete, verglich er mit dem, was das heilige Buch ihm erzählte. Wie es damals zugegangen, so sollte es auch um ihn her zugehen. Es schmerzte ihn, gelang es nicht; doch verzieh er, kaum, daß er erzürnt war, und zürnte nie anders, als wenn Gottes Willen mißachtet worden war.

Großvater war Spitalprediger in seiner Heimatstadt, und die Kranken wußten, was sie an ihm hatten: Den Freund, den Bruder, den Vater. Vor allem hielten ihn die Bürgerinnen, die ihrem guten Recht nach im ‚Spital' ihren Lebensabend verbrachten, in einem Netz von Verehrung, Sorglichkeit und Liebe fest. Selten verging ein Morgen, an dem nicht die Gartentüre des Schwarztors knarrt und es nicht hieß wie im Kinderspiel: „Ist der Herr Pfarrer daheime?" und ein altes Frauchen hereinzottelte oder eine bestimmt aussehende alte Jungfer, die ihr Herz dem Herrn Pfarrer ausschütten wollte, um es von Neid, Galle, Zorn und Schwäche zu leeren, und um, nach seinem liebevollen und friedfertigen Zureden, es, bekränzt mit Geduld, Freundlichkeit und Rücksicht, ihren Genossinnen wiederum darzubieten.

Großvater hatte sich die schwarzen Blattern geholt, als er eines seiner Sorgenkinder, die Bürgerin Jungfer Bondeli, besuchte und tröstete. Sie genas und widmete ihm alles, was sie an unaufgeblühter Liebe im Herzen hatte. Sie ging einher in einem geblümten weißen Kleid, das aussah wie eine Frühlingswiese und das sie von ihrer Mutter ererbt. Auch trug sie einen weißen Crêpe de Chine-Schal mit langen riesenden Fransen, trug eine Schute mit weißen Bändern und dunklen Aurikeln — ihrer Mutter Hochzeitshut, wie sie öfters betonte —, die ihr altes kleines Gesicht mit den grauen Löcklein zu beiden Seiten beinahe verbarg. Es liefen ihr die Buben auf der Straße nach, wenn sie mit ihren kreuzweise gebundenen spitzen Schühlein dahertrippelte.

Die Jungfer Bondeli hatte einen großen, nassen Mund, mit dem küßte sie die, denen sie wohlwollte.

Ach, ein Besuch bei der Jungfer Bondeli wäre so schön, so merkwürdig gewesen, wenn sie uns nur nicht hätte küssen wollen. Sie sagte: „Das Schätzeli!" Und dann bückte sie sich und küßte mich. Ich fürchtete mich davor.

„Ich kann's gut begreifen, Großmutter," sagte ich, „daß niemand die Jungfer Bondeli heiraten wollte. Von wegen dem Küssen." Aber ich wurde gescholten, teils weil ich in meinem unschuldigen Alter von Küssen gesprochen, teils weil sie fürchteten, ich möchte der Jungfer selbst mit einer derartigen Bemerkung aufwarten. Dies Mißtrauen empörte mich, denn ich habe als kleines Mädchen schon gewußt, was die Leute gerne hören und was nicht

Die Jungfer Bondeli hatte meinen Großvater viel lieber als meine Großmutter. Das merkten der Klaus und ich und nahmen es ihr übel. An ihr hatte sie viel auszusetzen, an ihm nichts.

„Ihr seid eine brave Frau, Frau Pfarrerin," sagte sie. „Mais, der Herr Pfarrer — voilà, der liebe Gott hat eben seine Pfunde ungleich verteilt. Ihm hat er zehn gegeben."

„Und mir?" lachte die Großmutter.

„Euch, ma chère? Je n'en sais rien. Disons fünf, tout au plus." Großmutter lachte wieder, aber wir andern waren sehr unzufrieden mit der alten Jungfer.

Große Sorgen machte ihr ihr Haus. Das Geld, das irgendwo angelegt war, die Möbel, die Schmucksachen. Wem sollte sie das alles vermachen?

„Frau Pfarrerin, es gibt undankbare Menschen. Ich hatte einen Neveu, ma chère, der mir nahe stand. In allen Ehren, je l'assure. Ich gedachte mich mit ihm zu verloben und schrieb zu seinen Händen mein Testament. Und was geschieht? Ich höre, daß er sich hinter meinem Rücken über mich lustig macht, avec des dindes, ma chère! Und ich gehe hin und ändere mein Testament. Sechsmal habe ich es ändern müssen, um der Bosheit der Menschen willen. Nun habe ich endlich den gefunden, der es wert ist, daß ich ihm mein Hab und Gut nach meinem Tode lasse: den Herrn Pfarrer." Jungfer Bondeli schaute erwartungsvoll auf vom Roßhaarzupfen und sah meine Großmutter lächeln.

„Jungfer Cléophé, Eure letzten Bestimmungen gleichen einem Chamäleon, das siebenmal im Tag die Farbe wechselt," sagte sie. Aber das ärgerte die Jungfer, sie schüttelte das Roßhaar auf das untergebreitete Tuch, ließ ihren hochgeschürzten Rock fallen, nahm den grünlichen Parasol, den Knicker mit den kurzen Fransen und ging. Sie sagte diesmal nicht wie sonst immer: „Eh bien, adieu, au revoir, a demain." Sie sagte nichts und gab mir nicht einmal den gefürchteten Kuß. Die Gartentüre schlug sie zu.

Sie starb bald darnach und bezeugte durch ihr Testament ihre Liebe und Anhänglichkeit an meinen Großvater. Er erbte alles, was sie besaß, das Haus, das Geld, die schönen Möbel und die Schmucksachen, und es war niemand da, der ihm das Erbe streitig machte.

Es hätte des Testamentes nicht bedurft, um das Andenken an die Jungfer Bondeli in uns lebendig zu erhalten. Wer hätte diese farbige und originelle Person vergessen können, diese lebendige Porzellanfigur, diese wandelnde Erinnerung an eine längst vergangene Zeit, die so harmlos und selbstverständlich fünfzig Jahre zurückliegende Moden durch die Gassen ihrer Vaterstadt trug? Und noch heute heißt mein Schreibtisch „das Bondelipult" und noch tragen Großvaters Nachkommen die Ketten mit den feinen Gliedern, die altmodischen Broschen, die kuriosen Nadeln mit Vorliebe. Der orientalische Rosenkranz aber, der extra im Testament genannt wurde, den konnte man nicht auffinden. Wir hatten zu Lebzeiten der guten Jungfer Bondeli in einem unbewachten Augenblick so lange daran geschleckt, bis nichts mehr von ihm übrig war. Er war aus Kugeln von Lakritzensaft geformt, und Jungfer Bondeli hatte uns das selbst gesagt. Sie konnte sich doch denken, daß wir prüfen würden, ob es auch wahr sei. Und als wir mit unserer Prüfung fertig waren — nun eben, da war es aus mit ihm.

(Fortsetzung folgt)

CITY-WÄSCHE
Spezialgeschäft
für Damen- und Herren-Wäsche
Große Auswahl, preiswert und beste Qualität
„Schmidhof", Löwenstraße 2, Zürich 1
Tel. 23 63 52

Volksversicherungs-Policen ausgestellt — trotzdem die Alters- und Hinterbliebenenversicherung vor der Tür steht. Der werktätige Schweizer hielt immer den Spruch hoch: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Am Betrag dieser Riesensummen sind auch in hohem Maße die werktätigen Schweizerinnen und viele tüchtige und sparsame Hausfrauen beteiligt, weshalb es nun gerechtfertigt ist, daß den Frauen in privaten und öffentlichen Versicherungsfragen ein weitgehendes Beratungs- und Mitspracherecht gewährt wird. —

Gärtnerin und Anstaltsgehilfin

Nach Absolvierung der Gartenbauschule war es mein Wunsch, das obligatorische Praktikum in einer Anstalt zu machen, denn ich fühlte bald, daß mich meine Arbeit erst dann befriedigen würde, wenn ich mit Menschen zusammen arbeiten könnte. Schließlich konnte ich meine Arbeit in einer Blindenanstalt beginnen. Es war Neuland für das Heim wie für mich, blinde Kinder im Garten zu beschäftigen. Welch Wunder für sie einmal zu spüren, wie eine Bohne klettern konnte, oder tastend zu erfahren, daß eine Sonnenblume in einem Jahr höher wuchs als sie selber in ein paar Jahren. Das Naturleben ist beim blinden Kind gewaltiger als wir sehenden Menschen es fassen können. Ich bekam große Freude an dieser Aufgabe als Erzieherin und Gärtnerin, sah aber bald, daß ich mehr Einsicht haben sollte in die Anstaltsarbeit.

Aus diesem Grund ging ich in die soziale Frauenschule, die einen besonderen einjährigen Berufskurs für Anstaltsgehilfinnen führt. In dem reich gestalteten Unterricht konnte ich viel Wissen sammeln für meine spätere praktische Arbeit. Ich war beglückt, als ich ein Praktikum in einem Heim mit Garten machen durfte, wo ich körperlich gebrechliche Kinder betreute. Es wurden mir auch ein paar Quadratmeter Land zur Verfügung gestellt, die ich für meine „Experimente" gebrauchen durfte. Wie staunte ich, als ich merkte, wie groß das Interesse für Gartenarbeit bei diesen stark körperlich gehemmten Menschen ist. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Kinderheim in den Bergen, bekam ich eine Stelle als Gärtnerin in einer Erziehungsanstalt für schwachbegabte, schwererziehbare Mädchen. Voll jugendlicher Ideale ging ich an meine Arbeit. Leider war aber hier der Garten zu groß, sodaß mir wenig Zeit blieb für die erzieherische Aufgabe. Der Handel mit Beeren und Früchten dehnte sich immer mehr aus, die Zeit für die pädagogische Seite meiner Arbeit wurde immer knapper. Nach 5 Jahren, die ich einmal durch einen Aufenthalt in England unterbrach, wo ich als Gehilfin in einem großen Waisenhause Einblick in die soziale Arbeit in diesem Lande bekam, verließ ich meine Stelle. Im Sommer darauf war ich Gehilfin an städtischen Schulgärten.

Als ein Fortbildungskurs für Gärtnerinnen ausgeschrieben wurde zur Weiterbildung in der beruflichen und erzieherischen Aufgabe unseres Berufes für den Unterricht an Schulen, für Kurse und für die Arbeit in Heimen, da meldete ich mich an. Wie tat es gut, wieder einmal auf der Schulbank zu sitzen und Antwort zu bekommen auf die vielen erzieherischen Fragen, die uns während der Arbeit soviel beschäftigten! Zum Abschluß bekam ich einen Ausweis als Fachlehrerin für Gartenbau.

Bereichert an Wissen und mit neuer Freude an meinem Beruf fing ich die Arbeit in einem Heim für schwererziehbare Mädchen an, in welchem ich jetzt das sechste Jahr arbeite. Es ist hier ganz besonders schön, daß der Garten nicht nur der Rendite wegen da ist, die Gärtnerin darf weitgehend Zeit für die erzieherische Arbeit verwenden. Selbstverständlich versucht man den überschüssigen Ertrag zu verkaufen, um die vielen Unkosten decken zu helfen, doch ist der Handel kein Hauptzweig, zu dem er im ersten Heim ausgeartet war.

Vergleichen wir den Beruf der Sozialarbeiterin mit vielen anderen, so dürfen wir dankbar sein, daß wir nicht an toten Maschinen arbeiten müssen, sondern in direktem Kontakt stehen mit Menschen und unsere Kraft immer wieder einsetzen können. Diese fürsorgerische Tätigkeit liegt uns Frauen neben der Mutterschaft doch am nächsten. Aber die größten Anforderungen stellt dieser Beruf an uns selbst, denn unsere eigenen Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten tragen wir in hohem Maß täglich hinein. Deshalb habe ich als dringendste Aufgabe die Arbeit an mir selber erkannt, denn willst du andere verstehen, blick in dein eigenes Herz.

G. H.

Kleine Rundschau

Die fortschrittliche Schweiz

In Wellington (Neuseeland) war der Posten des schweizerischen Kanzlers neu zu besetzen. Der Schweizer Konsul schlug für diesen Posten eine Schweizerin vor, die bereits drei Jahre in Neuseeland lebt, dort als Lehrerin an einem Internat angestellt und Doktor der Nationalökonomie ist. Die Frau kennt Land und Leute gut und ist dem Konsul durch ihre Tüchtigkeit bekannt. Außerdem hat sie zuvor längere Zeit in Rußland, China und Australien gelebt, erfüllt also alle Voraussetzungen, die an einen solchen Posten gekniipft sind.

Das Gesuch um Anstellung dieser Frau wurde vom Eidg. Politischen Departement, Abteilung für Auswärtiges abgelehnt, und zwar mit folgender Motivierung:

„Allgemein können jedoch nach bestehenden Vorschriften für dieses Amt nur Herren berücksichtigt werden. Weibliche Angestellte pflegen wir in der Regel als Stenodaktylographinnen in unsere Dienste zu nehmen."

Diese Antwort im Jahre 1946! Zu gleicher Zeit liest man, daß Frauen an der „Uno" teilnehmen, daß in Washington Mrs. Majorie Spikes als britischer Gesandschaftsattachee ihren Einzug gehalten hat, daß am britischen Konsulat in New York ein weiblicher Vizekonsul amtet. Es sei an dieser Stelle noch an Mme. Kolontay, die frühere russische Gesandtin in Stockholm, erinnert — aber bei uns können fähige Frauen bestenfalls als Stenodaktylos Verwendung finden! tz.

Der Vorstand des Kirchenbundes

teilt mit, daß auf Grund der allen kantonalen Kirchenblättern beigelegten Mitteilungen des „Hilfswerkes" der evangelischen Kirchen in der Schweiz aus den Kreisen der Leser bereits über 200 000 Franken eingegangen sind.

Mitteilung

Vortragsdienst der Schweizerfrauen

Wir ersuchen Sie höflich, davon Kenntnis zu nehmen, daß das Sekretariat des Vortragsdienstes der Schweizerfrauen (VDS) am 1. März 1946 seine Adresse ändert: Fräulein H. Zahner, Vortragsdienst der Schweizerfrauen, Neptunstraße 87, Zürich, Tel. 24 47 54.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumklub, Rämistraße 26. Montag, 18. Februar, 17 Uhr: Literarische Sektion. „Von der altattischen Komödie zum Gesellschaftsstück". Vortrag von Herrn Privatdozent Franz Stoeßel. Eintritt Fr. 1.50.

Zürich: Zürcher Frauenbund, Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes Frauenhilfe: Jahresversammlung. Mittwoch, den 20. Februar, 1946, 14.15 Uhr, im Alkoholfreien Gemeindehaus zur Sonne, Wädenswil. Jahresbericht, Rechnungsabnahme. Referat von Frl. G. Epprecht.

BDM., Zürich: „Was sagt die Bibel über die Frau".

Frauenfeld: Thurgauischer Verband für staatsbürgerliche Frauenarbeit. Donnerstag, den 28. Februar 1946, 20 Uhr, im Volkshaus Helvetia: Vortrag von Herrn Nationalrat Schümperli: Ein Tag im Bundeshaus.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der „Frauenstunde" spricht E. Tschiffely aus Belp Montag, den 18. Februar um 13.30 Uhr über „Der Haushaltunterricht im Dienste der Charakterbildung". Dienstag, den 19. Februar, um 10.15 Uhr, wird unter dem Titel „Posamenterei im Baselbiet" über die Seidenweberei berichtet, Mittwoch, den 20. Februar, um 17.45 Uhr, ist die „Frauenstunde" dem Thema „Vom Leiden der Schwerhörigen" gewidmet. Die Sendung „Notiers und probiers" steht Donnerstag, den 21. Februar um 13.30 Uhr auf dem Programm und Freitag, den 22. Februar, um 17.45 Uhr, wird „Emma Pieczinska-Reichenbach, Erzieherin der Schweizer Frauen" ehrend gedacht.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

20 Stunden im Tag Dienst am Gast
BAHNHOF-BUFFET ZÜRICH
Sprechplatz in der Leitung beschränken in der Benachrichtigung
Inhaber Armin Bär

Frauenbeschwerden bekämpfen
Unterleibs-Schwäche, Weißfluß, Unregelmäßigkeit
beseitigen durch
Kernosan Nr. 13
Gesundheitstrank für alle Frauen. Wohltat für jede Leidende. Reguliert, reinigt, kräftigt, lindert. – Am besten eine Kur zu Fr. 9.30 machen (Kurflasche).
Originalflasche Fr. 4.10
Berg-Apotheke
BEKANNT FÜR WIRKSAME KRÄUTER U. NATURHEILMITTEL
Werdstr. 4 bei der Sihlbrücke Zürich Tel. 23 98 89

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

Am Morgen wird sehr häufig gesündigt,
und zwar beim Frühstück, das allgemein nahrhafter sein sollte. Dabei würde der rasch zubereitete Tobler-Cacao anhaltender stärken und mit seinem feinen Duft die Morgenstimmung anregen. Vor Ende der Chocolade-Rationierung kann man das Stück Brot mit einer Toblerone noch nicht alle Tage als Znüni mitgeben. Bis dahin trinkt man täglich eine Tasse Tobler-Cacao mehr und achtet immer genau auf die erste Qualität, welche an der Tobler-Plombe und dem gelben Päckli erkenntlich ist. Also: immer zuerst auf die Plombe sehen dann kaufen und zahlen.
Za. 1411 4

Chemische Waschanstalt & Kleider-Färberei CHUR
Pedolin Telephon 181

PRIVATKOCHSCHULE von ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86, ZÜRICH 7 TELEPHON 32 44 61
KOCH-KURS
8. Jan. 1946
21. Febr. 1946
Beginn vormittags
Dauer: 6 Wochen
Zeitgemässe und gepflegte Küche, 4. Auflage des Kochbuches (Selbstverlag)

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

ATHENAEUM ZÜRICH
Heute
wie vor 10 Jahren stellt sich die
Zürcher Mittelschule
Athenaeum
in den Dienst aller Volksschichten
Gymnasial-, Oberreal- und Handelsabteilung — Frauenbildungs- und Sekundarabteilung — Kunstseminar und Sekretärinnenschule
Referenzen und Auskünfte durch den Leiter und Inhaber der Schule
Dr. Ed. Kleinert, Zürich 8
Neumünsterallee 1 – Telephon 32 08 81 / 24 75 88

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Alles, was schneidet ...von SCHÄR
Bahnhofstraße 31, Tel. 23 95 28
Zürich

Silberpolitur Werno Silb Poli-Argent
Das ideale Silberpflegemittel
Fr. 1.50, 3.50, 6.- ohne Wust.
In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Wernle & Co. AG. Zürich

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

Der heimelige Tageraum Marktgasse 18
Chipfelstube
W. HENTSCHEL, SOHN
ZÜRICH

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

OFFENE STELLEN
Die Direktion der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen (Thg.), sucht junge Mädchen, die Freude hätten, eine Lehre als
Nervenpflegerin
zu absolvieren. Kostenlose praktische und theoretische Ausbildung. Anfangsgehalt Fr. 120.— bei freier Station. Mindestalter 20 Jahre. Anmeldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an die Direktion der Anstalt zu richten.

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

Rüff
Feinste Mastgans-Paste garantiert rein
Etwas ganz Feines ist unsere Mastgans-Paste in Dosen. Mit einigen Dosen dieser feinen Konserve im Vorratsschrank, bringt unerwarteter Besuch Sie nie in Verlegenheit. Erhältlich in den Ruff-Filialen und Lebensmittelgeschäften.